

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schalansky, Judith
Blau steht dir nicht

Matrosenroman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4284
978-3-518-46284-3

suhrkamp taschenbuch 4284

Eine Kindheit am Meer. Eine Sehnsucht nach Freiheit. Die Ahnung, dass Freiheit einen Preis hat. Judith Schalansky erzählt in ihrem Romandebüt vom Aufwachsen an der Ostseeküste in der DDR, dort, »wo andere Urlaub machen«. Und von den Reisen der erwachsenen Ich-Erzählerin nach Russland und in die USA, wo sie dem Geheimnis ihrer Liebe zum Matrosenanzug nachspürt.

»Ein kulturhistorisch anspruchsvolles Buch mit philosophischem Tiefgang, gleichzeitig aber auch eine wunderbar leichte, ganz einfache Kindheitsgeschichte mit Muscheln, Seeigeln, sommerlichen Obsttorten und natürlich mit dem Meer.«
Deutschlandradio

Judith Schalansky, geboren 1980 in Greifswald, studierte Kunstgeschichte und Kommunikationsdesign in Berlin und Potsdam. Sie lebt in Berlin. Zuletzt erschienen *Atlas der abgelegenen Inseln. Fünfzig Inseln, auf denen ich nie war und niemals sein werde* und 2011 *Der Hals der Giraffe. Bildungsroman*.

Judith Schalansky
Blau steht dir nicht
Matrosenroman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Susanne Schleyer

suhrkamp taschenbuch 4284

Erste Auflage 2011

© 2008 by mareverlag, Hamburg

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
mareverlag, Hamburg

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46284-3

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

«Auf der Schiffsbrücke stand mit gespreizten Beinen und wehenden Mützenbändern ein Matrose und machte mit zwei bunten Flaggen komplizierte semaphorische Zeichen in die Luft.»

W. G. Sebald, *Schwindel. Gefühle*

Ihre Großeltern wohnten am Meer. Sie wurden nie müde, zu betonen, dass sie dort wohnten, wo andere Urlaub machen. Die Großmutter sagte es auch an diesem Morgen, als sie dem Großvater auf der Veranda Kaffee nachschenkte. Er stoppte sie mit einer Handbewegung. Neben ihm nickte Jenny, wippte ein wenig auf ihrem Stuhl und schaute aufs Fensterbrett. Dort waren die Schätze der Großmutter sorgfältig aufgereiht: eine Holzpuppe aus Ungarn, eine Vase mit blauäugigen Pfauenfedern, eine flammenfarbene Korallenkette in einer offenen Schatulle, zusammengerollt wie eine Schlange. Etwas abseits lag ein Seeigel. Er war hohl, und nur ein umlaufendes Netz von buckligen Poren verriet, wo einmal seine Nadeln gewesen waren. Mit der Zeit waren sie abgefallen, ein Haufen nutzloser schwarzer Spitzen.

Tag für Tag hatte die Großmutter sie auf ihren nachmittäglichen Rundgängen vom Fensterbrett gesammelt, zusammen mit welken Blüten und trockenen Zweigen. Irgendwann war der Seeigel nackt, ein versteinertes Überbleibsel. Er stammte aus Jugoslawien. Vor Jahren, noch bevor das Mädchen auf der Welt war, hatte die Großmutter kranke Kinder auf Kur betreut, Kinder mit schweren Erkrankungen der oberen Atemwege. Es war das einzige Mal,

dass sie geflogen war. In einer Schublade verwahrte sie wie zum Beweis eine schwarzweiße Postkarte. Das Foto zeigte ein Flugzeug vor einem flachen Neubau und uniformierte Damen mit Sonnenbrillen, die von einer angedockten Flugzeugtreppe winkten wie eine Delegation zum Jahrestag.

Jenny hatte überlegt, ob sie sich gerade auf die Reise machten oder nach Hause kamen. Die Großmutter hatte erzählt, dass man in Jugoslawien beim Schwimmen Seepferdchen sehen konnte, kleine Schwärme tanzender Striche in einem blaugrünen Meer, durchsichtig wie Götterspeise. Das Seepferdchen war das Wappentier von Zinnowitz, ein zierliches Exemplar. Gelb lächelte es von tiefblauem Grund, von zappelnden Wimpeln am Rondell auf der Promenade, von Nickis, die in einem Kioskschaufenster auslagen, von der Tür der Gemeindeverwaltung, wo die Urlauber Kurtaxe zu zahlen hatten. Im Meer aber hatte Jenny noch nie eins gesehen, obwohl sie, seit die Großmutter von ihnen erzählt hatte, oft nach ihnen Ausschau hielt.

«Ja, wir wohnen da, wo andere Urlaub machen», wiederholte der Großvater, legte die dünne Ostsee-Zeitung beiseite und schaute aus dem Fenster, als ob dort das Meer zu sehen wäre.

Die Wohnung der Großeltern lag im ersten Stock einer schlanken Villa. Jenny reckte ihren Kopf. Draußen öffnete die Nachbarin das Gartentor und trat auf die hügelige Straße. Sie trug einen mit violetten Blumen übersäten Kittel, der von den Schultern herabhing, als ob er den hageren Körper darunter nicht mehr berührte. Ihr Hund sprang bellend an ihr hoch. Am Himmel kreischten ein paar Mö-

wen, aber vom Wasser war nichts zu sehen, nichts zu hören. Der Spülsaum des Meeres war einen knappen Kilometer entfernt, genauso weit weg wie das Schilf des Achterwassers, eine Ausbuchtung des Peenestroms, der die Insel vom Festland trennte.



Das Achterwasser begann ganz plötzlich, ohne eine einstimmende Düne oder einen Kiefernwald. Es lag am Ende einer Kopfsteinpflasterstraße im Unterdorf, ausgebreitet und unscheinbar. Im Frühjahr hatte sie mit dem Großvater einmal auf dem Steg bei den Anglern gestanden und auf

die leblosen Fäden gestarrt. Einen langen Augenblick hatten alle geschwiegen. Selten, dass Erwachsene miteinander schweigen, hatte Jenny gedacht. Sie hatte aufs Wasser geschaut und nicht glauben können, dass unter der blanken Oberfläche irgendetwas lebte. Es bewegte sich einfach nichts. Selbst die Schilfrohre standen im Uferschlamm, als wären es Stöcke, die jemand dort hineingesteckt hatte. Schließlich hatte Opa auf Platt ein paar Bemerkungen gemacht. Über die Fische, das Wetter und den Wind, obwohl hier kein Lüftchen zu spüren war. Einer der mürrischen Männer hatte einsilbig geantwortet und dabei ruckartig den Kopf bewegt, wie eine Pose, wenn ein Fisch anbeißt. Er trug die gleiche Mütze wie viele Männer auf der Insel. Das mit dunklem Cord bespannte Modell saß auch auf der zurückgekämmten Haartolle des Großvaters. Mit dem schwarzen Schirm sah es fast aus wie eine Kapitänsmütze. So viele Kapitäne, und weit und breit kein Schiff. Jenny schaute auf eine kleine Armada von Ruderbooten, die ein Stück weiter nördlich in einem mit Holzpflocken abgetrennten Becken lagen, festgebunden und halb mit Wasser gefüllt. Darüber zog sich eine Landzunge ins Wasser. Es war die Halbinsel Gnitz, auf der Erdöl gefunden wurde. Die Pumpen arbeiteten das ganze Jahr, nickten Tag und Nacht.

Der Großvater hatte die rechte Hand aus der Lederjacke genommen und übers Brackwasser gezeigt. «Da ist das Festland», hatte er zu ihr gesagt. Aus dem Schilf am anderen Ufer ragte der stumpfe Kirchturm von Wolgast, dessen Spitze vor langer Zeit ein Brand zerstört hatte. Er war nicht weit weg.

Jenny fand das Achterwasser langweilig. Es unterschied sich nicht von den Seen auf der Insel oder dem Feuerlöschteich neben dem Bahnhof von Wolgast. Es gab immer eine andere Seite. Mit bloßem Auge war sie zu erkennen. Bei den vielen Binnenseen der Insel genügte ein langer Spaziergang, um sie zu umrunden. Sie hatte oft gerätselt, warum diese Gewässer *See* hießen. Für sie waren es mit Wasser gefüllte Gruben. *Die See* aber war nur das offene Meer, wo der Horizont bis an den Himmel reichte. Die Einzahl *die See* ließ keinen Zweifel, dass sie einzig war, und Jenny sah dieses eine Weltmeer die Küsten aller Inseln und Länder verbinden, bis nach Jugoslawien reichen, wohin die einst hier heimischen Seepferdchen vor Jahrhunderten ausgewandert oder vielmehr ausgeschwommen sein mussten.

Opa gab das Zeichen, und sie rutschte vom Stuhl.

«Seid ihr auch eingeschmiert?», fragte die Großmutter, als die beiden im Flur Sandalen anzogen.

«Ja», riefen sie schnell im Chor. Aber es half nichts. Schon verteilte die Großmutter weiße Creme in Jennys Gesicht. «Zur Sicherheit», sagte sie besorgt.

Endlich zogen sie los. Die Großmutter blieb, sie kümmerte sich um den Haushalt.

Um nicht durch den von Urlaubern überfüllten Ort gehen zu müssen, nahmen sie den Weg durch den Wald. Hier kamen ihnen nur Leute entgegen, die der Großvater grüßte. Kurz berührte er mit dem Zeigefinger den Bund seiner Kapitänsmütze, die er selbst bei der Hitze nicht absetzte. In der Linken trug er eine Basttasche mit Handtüchern. Jenny hielt den Windschutz umklammert. Sie war kaum

größer als das Bündel von grauen Kunststoffröhren, die ein geblümter Stoff zusammenhielt. Wie tiefliegende Lederknöpfe saßen ihre Augen unter der halbrunden Linie ihres Ponys, die ihre Mutter monatlich erneuerte. Ein forderndes Mittelpunktkind, immer vorneweg, gut zu Fuß, wie der Großvater sagte.

Bald fing er an, Fragen zu stellen. Wie hoch die Wellen heute wohl seien. Wie warm das Wasser. Wie weit die Sicht. Jenny überlegte, ob bei starkem Wellengang die Sicht eher gut oder schlecht war, ob Wellen in warmem Wasser höher als in kaltem oder ob die Sicht bei hoher Wassertemperatur weiter reichte. Zwischen diesen Möglichkeiten musste es einen Zusammenhang geben. Eins musste das andere nach sich ziehen, bestimmt waren zwei Antworten zusammen wahrscheinlicher, machte eine die andere ein klein wenig möglicher.

«Ich tippe auf mittleren Seegang», sagte der Großvater und schaute sie herausfordernd an. «Eine sehr gute Sicht», fuhr er fort, und Jenny nickte. «Und» – er hielt einen Moment inne und sagte dann, noch bevor sie zu einem Ergebnis gekommen war, als ob er damit alles auf eine Karte setzte – «und eine Wassertemperatur von achtzehn Grad Celsius.»

Er liebte das Schätzen, das Tippen, das Vermuten. Im Winter spielte er Toto und im Sommer Kniffel, dazwischen Skat in Herrenrunden und Mühle mit der Großmutter. Für ihn war das Spielen eine Rechnung, die er machte, eine Gleichung mit Variablen, ein Einschätzen von Wahrscheinlichkeiten. Er unterrichtete Mathematik in der ein-

zigen Oberschule des Ortes. Vor ein paar Wochen hatte er die Zeugnisse verteilt. Jenny stellte sich vor, wie sich in einem heißen Klassenzimmer alle Augen auf ihn richteten, keiner ein Wort sagte und der Großvater ein Heft nach dem anderen von einem Stapel nahm, dabei Namen vorlas, wie sich die Kinder nach und nach erhoben – die besten zuerst, die schlechtesten zuletzt – und, nachdem kein Heft mehr übrig war, er den Klassendurchschnitt nannte und die Jungen und Mädchen mit einer Rätselaufgabe in die großen Ferien schickte.

Der Windschutz grub sich immer tiefer in Jennys linke Schulter. Aber sie wechselte die Seite erst bei der Esskastanie, wie sie es sich vorgenommen hatte. Von dort war es nicht mehr weit. Bald erreichten sie die Kiefern, die der Großvater *Windflüchter* nannte. Tatsächlich waren sie vom Seewind schief und krumm und schielten nun in eine Richtung. Sie kümmerten sich nicht um die Symmetrie anderer Nadelbäume und taugten nicht zum Weihnachtsbaum. Ihre vielen kleinen Nadeln dämpften die Schritte. Jenny musste an den dicken Teppich in der Empfangshalle vom *Roten Oktober* denken. Das riesige Ferienheim der Wismut lag am anderen Ende des Ortes, ein breiter Kasten, dessen unzählige Fenster wie Schließfächer blind aufs Meer starrten.

Dass diese Fassade nicht rot, sondern hellblau wie ein Schwimmbecken war, stellte Jenny vor ein Rätsel wie die Seen auf der Insel und das Seepferdchen auf dem Wappen. Auch herrschte im *Roten Oktober*, durch das sie ab und an gingen, eine merkwürdige Stimmung: Im meist leeren Fo-



yer standen blausamte Clubessel, die miteinander zu reden schienen, und die Luft war schwer von Parfüm. Für Jenny war der *Rote Oktober* ein Widerspruch, so unlogisch wie die fadenscheinigen Erklärungen der Erwachsenen, wenn sie forderten, ohne Widerrede ihre Befehle zu befolgen. Denn auf jedes Warum folgte ein Darum, und die Tatsache, dass es keinen erkennbaren Grund für den Namen *Roter Oktober* gab, bewies die Macht aller Darums. Dieses Darum war die Geheimwaffe der Erwachsenen. Auch als Jenny die Mutter fragte, warum der Vater im Wohnzimmer schlief, hatte sie nichts anderes gesagt. Nur der Großvater sagte niemals Darum.

Die Nadeln lichteteten sich, und dahinter leuchtete der feine Ostseesand, auf den die Großeltern so stolz waren, als hätten sie ihn vor vielen Jahren dorthin getragen und mit Schubkarren nach und nach aufgeschüttet.

Sie zog ihre Sandalen aus, band die Riemchen aneinander und ließ sie zwischen Daumen und Zeigefinger baumeln. Wortlos griff Opa den Windschutz und folgte dem

Pfad über die Düne. Jenny stapfte hinterher, langsam, die Augen auf ihre nackten Zehen gerichtet, die sie bei jedem Schritt tiefer in den Sand bohrte. Man konnte das Geschrei der Menschen und das Rauschen des Meeres hören. Jetzt würden sich Opas Fragen klären. Sie wartete noch einen Moment, hob schließlich den Kopf, schaute hoch.

Vor ihr lag das blaue Feld. Sie drehte sich nach beiden Seiten, um seine Größe ganz zu erfassen, ein Panorama mit drei Streifen. Unten Sand, darüber zwei Abstufungen von Blau, in der Mitte das dunkle. Schaumkronen hüpfen wie kleine Papierboote, die immer wieder kenterten. Sie kniff die Augen zusammen und suchte den breiten Streifen mit den Augen ab, um auszumachen, ob die Wellen irgendwo endeten und das Wasser eben wurde. Immer wieder entdeckte sie einen neuen Glanzpunkt, der eine ferne Welle, aber auch nur eine Spiegelung der Sonne sein konnte.

«Hier bin ich», rief Opa und winkte ihr zu. Er hatte sich bereits ausgezogen, ein braungebrannter Körper im bunten Gemenge von Menschen, Bällen, Handtüchern. Der Strand war voll. Die ganze Republik machte Sommerferien. Das Meer teilten die Einheimischen jetzt mit den Urlaubern. Der Großvater stellte den geblühten Windschutz auf und achtete darauf, dass eine kleine Ecke für die Provianttüte im Schatten lag. Dort ließ Jenny die Sandalen fallen und begann sich auszuziehen.

Am Strand waren alle nackt. Angezogen blieben nur ein paar verklemmte Sachsen und die Kinder vom katholischen Sankt-Otto-Heim. Sie bauten ihre Burgen hinter einem Schild auf einem abgesteckten Strandbereich und

wechselten ihre Kleidung unter Handtüchern. Die Plastiktüten raschelten, wenn sie ihre nassen Badesachen hineinsteckten.

Der Großvater lugte über den Windschutz und testete die Sicht. Er hatte recht gehabt und sah zufrieden aus. Das Wetter war klar und der Horizont eine scharfe Kante im Blickfeld. Auf ihm thronte links die Insel Oie mit dem Leuchtturm. Heute schien sie so nah, als ob man hinüberschwimmen könnte. Aber manchmal war sie im grauen Verlauf zwischen Wasser und Himmel versunken. War die Oie zu sehen, war die Sicht gut. Wenn nicht, schlecht.

«Gute Sicht heute», sagte der Großvater triumphierend und zeigte auf die Oie. Die kleine Insel war für Besucher gesperrt. Die Boote der Fischer und Segler machten an dem Leuchtturm keinen Halt. Die Oie gab es nur für die Ferne. Ein Zeichen für die Schiffe und für Opas Sichtverhältnisse. Eigentlich war nicht klar, ob es die Oie wirklich gab. Hatte Opa nicht von Fata Morganas erzählt, Inseln, Oasen, die im Hitzeffirren auftauchten und sich beim Näherkommen auflösten? Vielleicht war die Oie auch nur eine Fata Morgana und würde verschwinden, wenn sich jemand ihr näherte. Jenny hätte es gerne herausgefunden, aber die Großeltern besaßen kein Boot. Nicht einmal eines der kleinen Ruderboote auf dem Achterwasser. Jenny kannte auch keine Menschen mit Boot. Nur das Ehepaar Anger, Freunde der Großeltern, hatte eine Jolle. Jenny hatte das kleine Segelboot einmal mit dem Großvater besucht. Frau Anger räumte gerade den Proviant in die Kajüte. Herr Anger hantierte mit dem Segel, einem weißen Tuch, das Jenny

gern mal berührt hätte. Sie blieb mit dem Großvater auf dem Steg und versuchte, sich die Knoten zu merken. Sie wusste, dass die Knoten wichtig waren. Dass es für jedes Tau, jedes Schiff einen passenden Knoten gab, bestimmt sogar für jede Sicht und jeden Seegang. Sie wäre gern mitgefahren. Sogar aufs langweilige Achterwasser. Doch noch bevor Herr Anger die Leinen losgemacht hatte, war der Großvater mit ihr nach Hause gegangen, wo die Großmutter mit dem Kaffee gewartet hatte.

Ihre Familie war unbeweglich. Ihr Vater fuhr keinen Mähdrescher bei der LPG. Ihre Mutter lenkte keinen Kran oder Trecker. Die Eltern Jennys, beide Lehrer in Greifswald, besaßen kein Auto. Zur Arbeit fuhren sie mit dem Bus. In der Schule hatte sie nichts gesagt, als die anderen Kinder die Gefährte der Eltern aufzählten. Wie beim Spielen mit Autokarten ging es darum, sich mit Kombinationen aus Buchstaben und Zahlen gegenseitig zu überbieten. Mandy Sanders nannte den RS-Null-Neun, andere Kinder in der Runde konterten mit dem W-Fünfundzwanzig oder dem ZT-Dreihundertdrei. Wenn jemand *Kasimir* sagte, wurde es still. Der Kasimir hieß eigentlich K-Siebenhundert und hatte Zwillingsschneidmesser, so groß wie ein Mann.

Wenn ein Kasimir die Dorfstraße entlangbrauste, fuhren die Trabis, Wartburgs, Ladas auf der Gegenfahrbahn an den Straßenrand und ließen ihn vorbei. Jenny hatte mal gehört, dass der Kasimir so stark war, dass er ein Flugzeug ziehen konnte.

«Der Kasimir ist so stark, dass er ein Flugzeug ziehen kann», hatte sie in das Schweigen hinein gesagt.



Ihre Familie ging zu Fuß. Sie warteten auf Busse. Sie fuhren mit dem Zug. Die Reise zu den Großeltern war umständlich. Sie kletterten unter Schranken durch, die Balken, die sich zum Glockenschlag auf die stählernen Gabeln senkten, rot-weiß gestreift wie Zuckerstangen auf dem Weihnachtsmarkt. Schaffner kauten auf ihren Trillerpfeifen. Zugführer lehnten ihre Ellenbogen aus der Luke. In ihren blauen Kitteln sahen sie aus wie Hausmeister. Die Bahn endete in der Kreisstadt Wolgast auf dem Festland, wo ihre Familie wie alle Urlauber ihre Koffer über die hellblaue *Brücke der Freundschaft* auf die Insel trugen. Drüben angelangt, bestiegen sie einen anderen Zug, der, von einer Dampflok gezogen, alle paar Stationen hielt, um Wasser zu tanken. Jenny sah durch das Fenster, wie die Flüssigkeit in das schnaufende, schwarz glänzende Ungeheuer gefüllt wurde. Die Eltern wollten eine Woche mit Jenny bei den Großeltern bleiben, aber nach zwei Tagen fuhr Jennys Vater, und einen Tag später reiste auch ihre Mutter ab.

«Da ist Rügen», sagte der Großvater und zeigte auf einen verschwommenen Streifen neben der Oie. Rügen war die andere Insel. Rügen war doppelt so groß. Rügen kannte jeder. Gegen Rügen war nicht anzukommen, das wussten sogar die Großeltern. Rügen hatte Kreidefelsen, Feuersteinfelder und einen Fährhafen. Vor allem aber kam man ohne Umsteigen nach Rügen. Die Schienen der Reichsbahn führten über einen mit Feldsteinen aufgeschütteten Damm auf die Insel. Den hatte sie gesehen, als sie mit der Mutter in Stralsund gewesen war, um das Meeresmuseum zu besuchen. In endlos langen Hallen und Gängen zeigten Glasvitrinen dunkle Unterwasserwelten. Wenn Jenny einen Knopf drückte, leuchteten Steine und Pflanzen in schillernden Farben auf. Sie drückte wahllos die Knöpfe, erlaubte wie ein Zirkusdirektor jedem Ding seinen kurzen Auftritt. Die Mutter führte sie von den Vitrinen weg zu den Aquarien mit Muscheln, Krebsen und Fischen. Die Fische leuchteten von alleine und trugen lustige Namen: Kaiserfisch, Fähnchengaukler, Pinzettfisch, Wimpelfisch. Es gab sogar Seepferdchen. Sie waren tatsächlich gelb.

Die Haupthalle des Meeresmuseums war früher eine Kirche gewesen. An der Decke des Kirchenschiffs hing ein riesiges Walskelett. Sie hatte sich daruntergestellt und lange hochgeschaut, in Gedanken Fleisch an die Knochen wachsen lassen, es mit blau glänzender Haut überzogen und sich vorgestellt, wie der schwere Körper sich durch den Ozean schob, schwerfällig wie die Dampflok durch die Inselwälder. Irgendwann verschwammen die Rippen des Wals mit den Rippen des Gewölbes.



Die Mutter hatte vor der Schautafel gestanden und etwas vorgelesen. Dass das Skelett einem Finnwal gehörte. Dass sich der Finnwal hierher verirrt hatte. Verendet an der Küste vor Hiddensee. *Verendet*, das klang so, als ob es lange gedauert hätte, das Sterben. Der Finnwal hätte besser in Finnland bleiben sollen, hatte Jenny noch gedacht, als sie bereits vor der Möwenvitrine stand und auf die roten Strichbeine und schwarzen Köpfe blickte.